

Marion Döbert

Zum Nachtisch: Leben!

Roman in Einfacher Sprache

Molly

Ich will auf keinen Fall auffallen!
Keiner soll sich durch mich gestört fühlen.
Am liebsten möchte ich vom Erdboden
verschwinden.
Unsichtbar sein.
Aber wie soll das gehen?
Wie?
Wenn man so aussieht wie ich?

Ich will nicht unangenehm auffallen.
Aber genau das ist es,
was ich von morgens bis abends tue.
Obwohl ich alles in mich hineinfresse.
Obwohl ich alles runterschlucke.
Auch meine Wut.

„Molly“, schreit der Oberarzt.
„Molly, wo bleiben Sie denn?“
Er ruft nicht: *Schwester Molly*.
Nicht einmal das.

Manchmal sage ich mir meinen Namen auf.
Leise, wenn ich alleine bin.
Wie ein Gedicht sage ich ihn mir auf.
Damit mein Name nicht irgendwann ganz verloren
geht.

Alle im Krankenhaus nennen mich *Molly*.
Die höflichen Kollegen sagen *Schwester Molly*.
Aber verdammt noch mal:
Ich habe einen Namen!
Einen richtigen Namen!

Ob die anderen das gar nicht wissen?
Ob ich selber nicht mehr weiß,
wer das eigentlich ist:
Ich, Amelie?

Meine Eltern

„Konntest du denn nicht aufpassen?“

„Wieso ich?“, will mein Vater fragen.

Aber er schweigt.

Er konnte nichts dafür.

Das Kondom war gerissen.

Mitten in meiner Mutter.

Und jetzt sitzt sie da.

Mit mir im Bauch.

Schwanger!

Mein Vater sieht auf das Haltbarkeits-Datum.

Abgelaufen.

Die Kondome haben zu lange gelegen.

„Kein Wunder“, denkt er.

„Wenn man sich nicht liebt,

vertrocknet alles.

Und wenn die Liebe eintrocknet,

trocknen auch die Kondome ein.“

Aber daran war er doch nicht alleine schuld.

„Ich habe keine Zeit, mich um *dein* Kind zu kümmern.“

Meine Mutter sieht auf ihren Bauch.

Der ist noch kein bisschen dick.

Im zweiten Monat ist sie.

„Wieso dein Kind?“, will mein Vater fragen.
Aber er schweigt.

„Ich habe überhaupt keine Zeit für so was“,
schreit meine Mutter.

„Ich muss mich um die neue Mode-Kollektion
kümmern.

Die Kleider sollen in Rom vorgeführt werden.
Und in Paris.

Ich bin ständig unterwegs.

Ich muss die Models einarbeiten.

Ich muss mit den Geschäfts-Partnern reden.

Und das alles mit einem dicken, hässlichen Bauch?“

Mein Vater sieht meine Mutter von der Seite an.

Sie sieht selber aus wie ein Model.

Sie hat XS, Kleider-Größe 34, die kleinste Größe!

„Der Bauch ist doch unmöglich!“

So klagt meine Mutter.

Der Bauch, das bin ich.

Am besten höre ich sofort auf zu wachsen.

Nach langem Schweigen sagt mein Vater:

„Das Kind heißt Amelie.“

Meine Mutter sieht ihn mit großen Augen an.

„Woher willst du denn wissen,

dass es ein Mädchen wird?“

„Du hast etwas Speck auf den Hüften“, sagt er.
„Das wird ein Mädchen-Bauch.“

Schlimmer hätte er meine Mutter nicht beleidigen
können.

Wütend rennt sie aus dem Zimmer.

Ich höre, wie sie die Tür zuknallt.

Das Frucht-Wasser, in dem ich schwimme,
hat Sturm-Flut.

Meine Geburt

Sieben Monate später bin ich dann auf die Welt gekommen.

„Wann hört das denn endlich auf?“

Meine Mutter flucht.

Seit den ersten Wehen verflucht sie meinen Vater, mich und die Welt.

Neun Monate lang hat sie nur auf das Ende gewartet.

Auf dieses Ende hier.

Auf meine Geburt.

Am schlimmsten war für sie,
dass ihre Hüften tatsächlich immer runder wurden.
Und dass der Bauch immer weniger zu verstecken war.

Ihre Geschäfts-Partner sagten:

„Ja, ja, immer das gute Essen.

Und wie lange man braucht,
um die Pfunde wieder los zu werden.“

Meine Mutter nickte nur.

Rot vor Scham.

Sie hätte sich eher die Zunge abgebissen,
als von ihrer Schwangerschaft zu erzählen.

Sie erzählte nicht, dass ich in ihrem Bauch war.

Sie sprach auch nicht mit mir.
Auch nicht in Gedanken.
Sie sah möglichst wenig in den Spiegel.
Sie fasste ihren Bauch auch nicht mehr an.
Sie wartete nur darauf,
dass endlich alles vorbei war.

Dann endlich ist es so weit:
Meine Mutter lässt sich betäuben.
„Bloß keine Schmerzen!“, sagt sie zum Arzt.
Am liebsten würde sie mit einem Kaiser-Schnitt
entbinden.
Aber sie will keine Narbe zurückbehalten.
So bekommt sie eine Spritze in den Rücken.
Es ist eine schnelle Geburt.

Die Hebamme strahlt meine Mutter an:
„Sie haben ein Mädchen bekommen.
2999 Gramm ist es schwer, 50 Zentimeter groß.“
Meine Mutter kann mit den Zahlen nichts
anfangen.
Dabei könnte sie sich wirklich freuen:
Ich bin ein Leicht-Gewicht.
Ein zierliches, süßes Baby.
Wie ein zartes Püppchen sehe ich aus.

Die Hebamme reicht mich zu meiner Mutter rüber.
Aber meine Mutter winkt heftig ab.

So, als wollte sie eine Fliege vertreiben.
Die Hebamme trägt mich zu meinem Vater.

Vorsichtig schaut meine Mutter unter die Bett-
Decke.

Sie tastet nach ihrem Bauch.

Ihr ist zum Heulen.

Der Bauch ist schlaff,
aber immer noch dick.

Als die Hebamme mich an ihre Brust anlegen will,
schreckt meine Mutter zurück.

„Haben sie keine Flaschen?“, fragt sie entsetzt.

„Ich stille auf gar keinen Fall!“

Mein Vater streichelt vorsichtig meine Wange.

„Willkommen, kleine Amelie!“

Das flüstert er in mein Ohr.

Von wegen *kleine* Amelie ...

Wenn mein Vater wüsste ...

Auf Station

„Molly“, schreit der Oberarzt schon wieder.

Ich renne zu Zimmer 6.

Besser gesagt:

Ich schnaufe zu Zimmer 6.

Der Arzt sieht mich böse an.

„Ich erwarte absolute Pünktlichkeit.

Bei der Visite kann ich nicht darauf warten,

bis Sie irgendwann mal mit dem Essen fertig sind.“

„Mit dem Essen fertig?

Ich komme nicht aus der Kantine, Herr Doktor.“

Aber das sage ich ihm nicht.

Ich sage ihm nicht, dass ich bei Frau Loth war.

Bei Frau Loth in Zimmer 20.

Frau Loth hat ein schwaches Herz.

Sie hat nicht mehr viel Zeit.

Der Tod wartet schon vor ihrer Tür.

Wir Pfleger erkennen die Vorzeichen:

Frau Loth streicht mit ihren Händen immer wieder durch die Luft.

Sie sieht etwas, was wir nicht sehen können.

Sie greift mit ihren Fingern nach etwas,

das für uns nicht im Raum ist.

Ihre Augen liegen tief in den Augen-Höhlen.

Frau Loth hat keinen Appetit mehr.

Sie hat aufgehört zu essen.

Sie hat auch keinen Durst mehr.

Ihre Spucke im Mund ist braun und zäh.

Wie Pattex-Kleber.

Ihr Atem rasselt.

Frau Loth schläft immer mehr.

Und immer länger.

Wenn Frau Loth mich sieht,
greift sie schwach nach meiner Hand.

Ich halte ihre Finger.

Ich streichele ihre Wange.

Wie ein Vögelchen sieht sie aus.

So zerbrechlich, so verwundbar.

So weich fühlt sie sich an.

Wie ein Vögelchen ohne Knochen und Federn.

Und ohne Gesang.

In ihrer Hand spüre ich ihre Fragen.

Die letzten Fragen in ihrem Leben:

Wie wird das sein, zu sterben?

Wird es weh tun?

Wird es sein wie ein scharfer Schnitt?

Wie ein Ersticken?

Wie ein Sturz?
Oder wird es sein wie ein sanftes Sinken?
Wie einschlafen?

Frau Loth stellt mir all diese Fragen.
Ohne ein einziges Wort zu sprechen.
Sie kann keine Worte mehr bilden.
Sie kann nicht einmal mehr *ja* oder *nein* sagen.
Deshalb machen manche Pfleger nur das,
was sie selbst für richtig halten.
Sie nehmen sich keine Zeit.
Pfleger haben nie Zeit.
Meistens jedenfalls nicht.
Sie ziehen an irgendeinem Schlauch.
Rücken einen Stuhl zurecht oder sagen:
„Das wird schon wieder.“

Aber Frau Loth spricht mit ihrer Hand.
Und wenn man ihre Hand nicht hält,
dann hat sie niemanden mehr.
Dann lassen wir sie alleine,
mit ihren Fragen.
Und mit dem Tod.
Mit dem Tod,
der immer näher zu ihr schleicht.

„Nein, Herr Doktor.
Ich komme nicht vom Essen.“

Aber ich sage nichts.
Ich schweige, so wie mein Vater früher.
Ich will keine Probleme.
Ich will keinen Streit.
Ich will nicht unangenehm auffallen.

Seit zehn Jahren arbeite ich hier im Krankenhaus.
Weil ich für andere da sein will.
Weil ich helfen will.
Beim Leben und beim Sterben.
Aber ich hatte mir diese Arbeit ganz anders
vorgestellt.

Nach der Visite wasche ich mir die Hände.
Ich greife nach einem Stück merci.
Frau Loth hatte mir eine ganze Packung davon
geschenkt.
Als es ihr noch etwas besser ging.
Damals hat sie mich nach meinem Namen gefragt.
Sie hat ihn leise und klar wiederholt:
„Amelie.“

Die Schokolade schmilzt warm auf meiner Zunge.
Mit der Schokolade schmilzt auch das Gefühl.
Das Gefühl von Wut und Enttäuschung.